

aus Deutschland



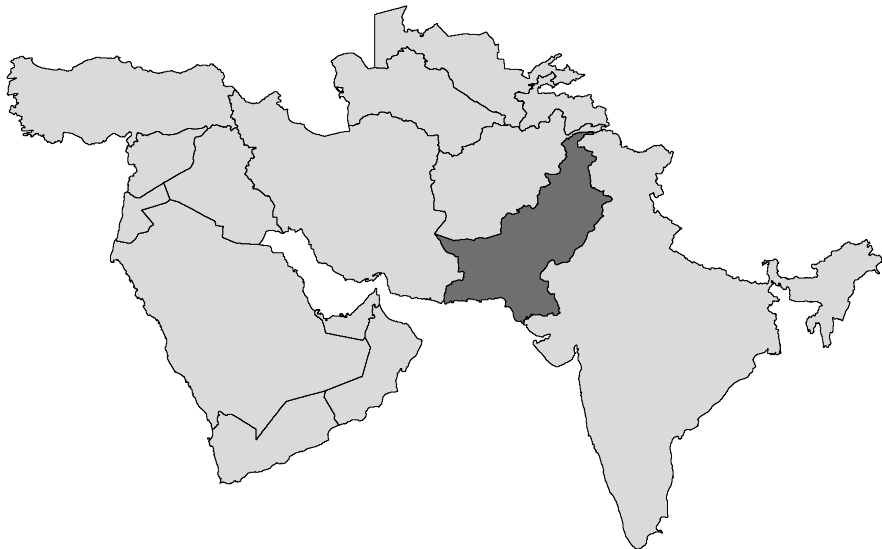
Stipendien-Aufenthalt in Pakistan

vom 1. November bis zum 15. Dezember 2014

Besuch bei Pakistans Gotteslästerern

von Naomi Conrad

Pakistan, vom 1. November bis zum 15. Dezember 2014



Inhalt

1. Zur Person	32
2. Einleitung	32
3. Was sind die Blasphemie-Gesetze?	35
4. Besuch bei den Gotteslästerern	37
4.1 Der Lynch-Mob: „Das war grausam“	37
4.2 Die Familie: „Hier verstecken wir uns“	39
4.3 In der Kolonie der Märtyrer	41
5. Die Politik und die Blasphemie-Gesetze	45
5.1 Besuch beim Religionsminister	45
5.2 „Da traut sich doch kaum jemand etwas zu sagen“	47
6. Menschenrechtsverteidiger und die Angst	47
7. Lynch-Justiz	49
8. Wo Kinder Extremismus lernen	51
8.1 In den Koranschulen	51
8.2 In der Privatschule	57
9. Fazit	58
10. Danksagung	59

1. Zur Person

Deutsch-Britische Journalistin: 1983 in Oxford geboren, aufgewachsen in Ostfriesland, bin ich zum Studium zurück nach Großbritannien gegangen. Dort habe ich erst einen Master in Europawissenschaften mit Französisch und Spanisch in Edinburgh und einem Auslandsjahr in Mexiko gemacht, dann im Anschluss einen MPhil in Lateinamerikanistik und internationalen Wirtschaftsbeziehungen in Oxford und Argentinien. Nach einer Hospitanz im diplomatischen Dienst der EU in Brüssel habe ich dann als freie Journalistin für deutsche und englische Medien den Nahen Osten entdeckt.

2011 folgte das internationale Volontariat bei der Deutschen Welle, im Anschluss der Wechsel in das Hauptstadtstudio der Deutschen Welle in Berlin. Dort berichte ich seit 2013 als feste Redakteurin für das deutsche und englische Radio-, Online- und TV-Programm über die deutsche Politik, schwerpunktmäßig über Integration/Asyl, Menschenrechte, Islam und Extremismus – sofern ich nicht für Reportage-Reisen im Ausland bin.

2. Einleitung

Abends in Islamabad: Auf dem Tisch im großen Wohnzimmer, an dessen Wänden riesige schwarz-weiß Fotografien hängen, stehen mehrere Flaschen Gin und Wein. Der Hausherr, ein Dokumentarfilmmacher, rollt langsam und bedächtig Haschisch-Zigaretten. Die Journalistin recherchiert zu den Blasphemie-Gesetzen? Seine Frau, eine Fotografin, lehnt sich vor, schüttelt wütend den Kopf und knallt dann ihr halbleeres Glas auf den Tisch: Vor ein paar Monaten sei ihre kleine Tochter weinend von der Schule zurückgekommen. Die Siebenjährige hatte ein Bild vom Paradies malen sollen. Aber das Paradies, habe ihre Tochter gesagt, gebe es doch gar nicht, so habe ihre Mutter, eine Atheistin, es ihr doch erklärt. „Die anderen Kinder haben ihr gesagt, dass sie in die Hölle kommt“. Da kämen nun mal Kinder hin, die nicht an Gott glaubten. Ihre Tochter, sagt sie, halb wütend, halb verzweifelt, habe geweint, aus Angst vor dieser gottverdammten Hölle – und sie, ihre Mutter habe Angst bekommen.

„Ich habe sie sofort bei einer anderen Schule angemeldet“. Trotzdem: Sie zuckt die Schultern. Es mache ihr Sorgen: Was, wenn die Tochter auch in der neuen Schule erzählt, dass ihre Eltern nicht religiös seien, nicht an Gott, Himmel und Hölle glaubten?

Ihr Mann nickt: Beim Einzug in das Haus vor ein paar Jahren habe er damals ein paar Seiten von einem Koran gefunden, wohl vom Vormieter. Er habe überlegt, sagt er und rollt weiter an der Zigarette, ob er sie einfach weg-

schmeißen, oder vielleicht verbrennen sollte? Aber das habe er sich nicht getraut. „Was, wenn jemand die Reste gefunden hätte?“ Schweigen. Also habe er die Blätter lieber in eine Schublade getan. Irgendwann, sagt er, werde er sie in einer der Koran-Entsorgungsstellen vor einer der Moscheen bringen. „Das ist sicherer“. Bis dahin sammeln die Blätter, versteckt, weit hinten, in irgendeiner Schublade, Staub und modern vor sich hin.

Wenn jemand die Blätter gefunden hätte, wenn ihre Tochter schwatzt und erzählt, dass die Mutter nicht an Gott glaubt, obwohl sie eigentlich Muslima ist, dann, vielleicht, hätte es der Familie wie der kleinen Rimsha Masih gehen können. Ein kleines christliches Mädchen in Islamabad, das, so erzählt es ihr Onkel zwei Jahre später in einem der Slums in der Hauptstadt leise, immer mit einem Blick zum Tor, draußen vor dem Haus Äste, Stöcke und Papierreste für ein Feuer gesucht habe. Im Innenhof habe sie das Feuer entfacht, um Wasser zu erwärmen.

Dann, plötzlich, habe eine Nachbarin geschrien: „Sie verbrennt den Koran. Blasphemie!“

Es habe nicht einmal eine halbe Stunde gedauert, bis sich eine Menschenmenge vor dem kleinen Haus versammelt hatte, aus dem Lautsprecher der kleinen Moschee gegenüber hätte der Imam die Menschen aufgestachelt. Dann, sagt der Onkel, sei alles plötzlich ganz schnell gegangen: Die Menschen hätten Jagd auf das kleine Mädchen gemacht, die Tür zur Toilette aufgebrochen, auf der sie sich versteckt hatte.

Das bestätigt der Besitzer eines kleinen Kiosks, der Getränke und Süßigkeiten verkauft, nur ein paar Meter von Rimshas Haus entfernt. Er habe sich auch der Menschenmenge angeschlossen, sei wütend gewesen. Nach einer Weile aber habe er die Menschenmasse verlassen: „Das war falsch, was die gemacht haben“. Aber, fügt er nach einer kurzen Pause hinzu, die Leute seien einfach so aufgebracht gewesen, angestachelt vom Imam der kleinen Moschee, vor der heute Kinder spielen und eine kleine Ziege durch den Staub und Müll stolziert. Wenn die Polizei nicht gekommen wäre, sagt der Onkel, und Rimsha in Sicherheit gebracht hätte, dann „hätten die Leute sie getötet“.

Er selbst lebt in ständiger Angst, versteckt seine Identität, spricht kaum mit den muslimischen Nachbarn in dem Stadtteil, in den die Familie fliehen musste, wiegt jedes Wort vorsichtig ab. Zu groß ist die Angst, selber der Gotteslästerung bezichtigt zu werden: Denn auf Blasphemie steht laut Gesetz lebenslange Haftstrafe, bis hin zur Todesstrafe, auch wenn diese offiziell in den vergangenen Jahren aufgrund eines Moratoriums nicht verhängt wurde. Angebliche Gotteslästerer, die trotz des korrupten Justizsystems, in dem Zeugen gekauft und Richter bestochen werden, freigesprochen werden, leben in ständiger Angst vor Lynch-Justiz, Politiker und Anwälte, die sich öffentlich gegen die drakonischen Gesetze stellen, laufen Gefahr, selber

zum Ziel zu werden. In Pakistan können belanglose Streitigkeiten schnell in einem Blasphemie-Vorwurf enden.

Ich bin nach Pakistan gegangen, um die angeblichen Gotteslästerer in Islamabad, Lahore, Karachi und Peshawar war zu besuchen, aber auch die kleinen Dörfer im Bundesstaat Punjab: Viele von ihnen gehören der christlichen Minderheit an, aber auch Schiiten, Ahmedis und Zoroastrier werden der Blasphemie bezichtigt: Nach Angaben des Peace Center der Dominikaner in Lahore insgesamt 1.170 Menschen in den vergangenen zehn Jahren: 1.170 Leben also, die durch den Vorwurf zerstört wurden. Denn wer einmal der Blasphemie bezichtigt wurde, lebt in Pakistan in ständiger Angst, erneut beschuldigt zu werden.

Doch selbst wer vom Blasphemie-Vorwurf freigesprochen wird, verlässt meist das Land, erzählt ein junger Priester in seinem dunklen, etwas moderigen Büro in Rawalpindi, der Nachbarsstadt von Islamabad. Hinter ihm hängt ein Bild von Papst Franziskus, daneben verblasste Fotos der pakistanischen Bischöfe. Zu bleiben sei viel zu gefährlich: Immer wieder würden Menschen ermordet, auch nachdem sie aus dem Gefängnis freikommen, andere im Gefängnis von Mitinsassen ermordet, sagt er und zuckt die Schultern. Aber das gelte, sagt er, natürlich auch für andere Minderheiten, Schiiten etwa, oder auch Hindus, „aber auch für die normalen Muslime“.

Ich habe Menschen getroffen, die das Blasphemie-Gesetz abschaffen wollen, andere, die es zumindest reformieren wollen, sich aber nicht trauen, dies öffentlich zu sagen. Ich habe aber auch Menschen getroffen, die es richtig finden, dass auf Gotteslästerung die Todesstrafe steht – aber entsetzt waren, als ein Lynch-Mob in einem kleinen Dorf in der Nähe von Lahore im November 2014, ein paar Wochen nachdem ich in Pakistan ankam, ein christliches Paar auf den Scheiterhaufen zerrte und bei lebendigem Leibe verbrannte. Die Frau, erzählen Verwandte, lebte noch, und versuchte wegzurennen. Selbst-Justiz, da sind sich fast alle in Pakistan einig, ist verboten. Trotzdem: Solange Menschen einander misstrauen, ja hassen, wird es immer wieder solche Vorfälle geben. Die Vorurteile werden früh gelernt: Ich habe Schulen besucht, die Hass predigen – und andere, die gerne Verständigung lehren würden, es aber nicht immer können.

Ich habe gelernt, vorsichtig zu sein, nachdem mich pakistanische Journalisten baten, nicht von Blasphemie und Gotteslästerung zu reden: Nein, ich sollte lieber sagen, dass ich zu interreligiösem Dialog oder Harmonie recherchiere: „Von mir aus sage einfach, dass du was über die religiösen Minderheiten im Land machen willst“, mahnte ein Kollege, ein Muslim, der oft den Raum verließ, wenn ich mit Christen sprach, damit sie frei und offen sprechen konnten, ohne Angst, dass er sie missverstehen könnte, „aber sage bloß nicht sofort, dass dich die Blasphemie interessiert“. Das, fügte er

hinzu, sei einfach zu gefährlich. Manchmal habe ich mich daran gehalten, manchmal nicht und beobachtet, wie Menschen beim Wort „Blasphemie“ zusammengezuckt sind.

3. Was sind die Blasphemie-Gesetze?

Die Blasphemie-Gesetze? Tarik Mehmood, ein adretter Mann mit weißem Haar und unauffälliger Brille, seufzt, redet dann leise weiter: Durch die dünnen Wände seines Büros im riesigen Marmorgebäude des Supreme Court im Herzen von Islamabad dringen die Stimmen seiner Anwaltskollegen, im Flur schwatzen zwei Journalisten, ein paar Kameramänner wuseln herum. Gotteslästerung ist ein äußerst heikles Thema in Pakistan und der Anwalt, ein ehemaliger Richter am High Court und jetzt ein Anwalt am Supreme Court, weiß, dass Vorsicht angebracht ist: „Sobald es einen Vorwurf der Blasphemie gibt, haben alle Angst: Die Anwälte, die Verteidiger und auch die Zeugen. Sie alle haben Angst!“ Er schüttelt den Kopf.

Das sei nicht immer so gewesen: Früher, vor den 1980ern, habe es kaum Blasphemie-Fälle gegeben. Bis in die 1980er, sagt er, seien nur eine Handvoll Menschen überhaupt jemals verurteilt geworden, „kaum der Rede wert, eigentlich“. Zwischen 1947 und 1951, noch unter der britischen Kolonialherrschaft also, hat es nur sieben offiziell registrierte Fälle von Blasphemie gegeben.

Doch das habe sich in den letzten Jahren stark verändert: Heute seien selbst die Menschen, die freigesprochen werden, in höchster Gefahr. Er seufzt: Schuld daran sei die Islamisierung des Landes, die vom Diktator Zia ul-Haq, der von 1978 bis zu seinem Tod 1988 regierte, vorangetrieben wurde. Während seiner Herrschaft wurden die Blasphemie Gesetze, die von den Briten während ihrer Kolonialherrschaft eingeführt worden waren, um religiöse Auseinandersetzungen zu verhindern, etappenweise verschärft. Nach den Kolonialgesetzen, die Pakistan bei der Staatsgründung 1947 übernahm, wurden Menschen, die religiöse Versammlungen störten, den Glauben anderer beleidigten oder mit Absicht eine Gebetsstätte oder einen heiligen Gegenstand zerstörten oder beschädigten, mit einem bis zu zehn Jahren Gefängnis bestraft.¹

General ul-Haq aber führte zunächst eine Gefängnisstrafe von bis zu drei Jahren für die Beleidigung von islamischen Persönlichkeiten, u.a. den Kalifen, Frauen oder Gefährten des Propheten ein. Dann wurde die „absichtliche“ Entweihung oder Zerstörung des Korans verboten und mit lebenslanger Haftstrafe belegt. Schließlich wurde 1986 ein Paragraph eingeführt, der die Blasphemie gegen den Propheten Mohammed verbot – und als Strafe „Tod oder lebenslängliche Gefängnisstrafen“, sowie eine

¹ Paragraphen 295B, 295 C, 298A, 298B

Geldstrafe, stipulierte. Wer heute also den Propheten Mohammed beleidigt oder den Koran entweiht, etwa indem er einzelne Seiten verbrennt oder in den Hausmüll wirft, dem drohen laut Gesetz die Todesstrafe oder eine lebenslängliche Haftstrafe. Zia ul-Haq's „religiöser Fanatismus“, so erklärt es ein Mitarbeiter des Center for Research and Security Studies in Islamabad, „ist der Hauptgrund für die Verschärfung der religiösen Spannungen in Pakistan“.

Die Gesetze gelten theoretisch für alle Religionen – aber sie werden in Pakistan heute überwiegend gegen Minderheiten wie Christen, Hindus oder die muslimische Ahmaddiyya-Sekte angewandt. Letztere wurden bereits 1974 zu einer nicht-islamischen Minderheit deklariert, unter Zia ul-Haq wurde ihren Anhängern dann per Gesetz verboten, sich Muslime zu nennen und sich als solche zu benehmen. Damit öffnete er die Tür für die Verfolgung und Diskriminierung der Ahmaddiyya in Pakistan: Wer heute über einen Markt in Karachi läuft, kann handgemalte Schilder vor Geschäften finden, auf denen steht: „Kein Zugang für Ahmadis“.

Von 1987 bis Ende 2014 wurden über 1.300 Menschen wegen Gotteslästerung angeklagt. Nach Angaben der National Commission for Justice and Peace (NCJP) wurden bis heute 633 Muslime, 494 Ahmedis, 187 Christen und 21 Hindus angeklagt – die große Mehrheit von ihnen wegen angeblicher Entweihung des Korans.

Aber ob sie tatsächlich Gotteslästerung begangen haben, das bezweifelt Mehmood: „Das größte Problem ist die Anwendung des Gesetzes“. Das Blasphemie Gesetz würde missbraucht, um Personen auszuschalten, etwa bei Auseinandersetzungen um Land oder politische Macht, oder bei Streitigkeiten zwischen Nachbarn oder Arbeitskollegen. Denn Pakistans Justizsystem sei völlig korrupt. Er zuckt die Schultern: „Das weiß doch jeder, dass hier Falschaussagen völlig normal sind“. Zeugen würden gekauft, Richter bestochen, Anwälte bedroht: alles an der Tagesordnung in Pakistan. Mehr als sechzig Prozent der Gefangenen, die im Todestrakt auf ihre Hinrichtung warteten, schätzt ein Menschenrechtler, „wissen gar nicht, wen sie angeblich getötet haben sollen. Die sind unschuldig!“

Wie er genau Fälle registriert? Nun ja, sagt der Polizist in einer kleinen Station in Islamabad – ein freundlicher Mann mit einem dichten weißen Bart – und lehnte sich näher an mein Mikrofon: Das sei ganz einfach. „Zunächst einmal warte ich ein paar Stunden“. Worauf? Er schüttelt den Kopf über so viel Unwissenheit: „Darauf, dass mir jemand genug Geld anbietet, damit ich den Gefangenen laufen lasse“. Oder, dass ein Anruf komme, von irgendjemandem mit viel Einfluss, der die Freilassung anordne. Nur, wenn ihn niemand besteche und sein Telefon nicht klingele, nur dann, erklärt er geduldig und klopf auf das dicke, etwas ausgebleichene Buch, das vor ihm

auf seinem Holztisch liegt, schreibe er den Namen und das Verbrechen auf.

Wieviel man zahlen müsse, um etwa einen Mörder freizukaufen? Plötzlich geht das Licht aus, Stromausfall. Es ist spät in der Nacht, draußen flackert der Lichtschein einer einzigen Laterne, sonst ist es dunkel im Armenviertel in Islamabad. Der Polizist redet unbeirrt weiter: „Der Preis kommt doch völlig auf die einzelne Person drauf an: Wer mehr Geld hat, der muss auch mehr zahlen“.

Das Gespräch findet in einer Polizeistation in Islamabad statt – aber es hätte genauso gut in Karachi, Lahore oder auch den Stammesgebieten sein können. Das bestätigt auch der Anwalt Mehmood: „Man kann eigentlich immer davon ausgehen, dass Prozesse hier im Land nicht fair verlaufen“, sagt er und seine Stimme klingt müde. Und selbst wenn angeklagte Gotteslästerer freigesprochen werden, müssen sie meist das Land verlassen – die Angst vor Repressalien und Übergriffen sei zu groß.

4. Besuch bei den Gotteslästerern

4.1 Der Lynch-Mob: „Das war grausam“

In dem ärmlichen Viertel von Islamabad, in dem ein aufgebracht Mob vor zwei Jahren fast die kleine Christin Rimsha Masih tötete, weil sie den Koran verbrannt haben soll (siehe Einleitung), haben viele Christen ihre kleinen Lehmhütten, vor denen sich Müllberge stapeln, verlassen. Heute lebt eine muslimische Familie in dem kleinen Haus, in dem vorher Rimsahs Familie wohnte, die mit Hilfe einer christlichen Organisation nach Kanada in Sicherheit gebracht wurde. Eine junge Frau öffnet das graue Eisentor, zupft noch hastig ihr Kopftuch zurecht. Sie selbst habe damals nicht in dem Stadtteil gelebt, sagt sie, aber sie habe von den Nachbarn gehört, was den Vormietern passiert sei. Sie schüttelt den Kopf: Nein, sie wisse eigentlich viel zu wenig, um ihre Meinung zu sagen. Aber dann setzt sie doch an: Das, sagt sie bestimmt, sei grausam gewesen. „Egal, was sie gemacht hat, so darf man niemanden behandeln!“ Sie schüttelt den Kopf: So ein kleines Mädchen, das habe doch bestimmt keine Gotteslästerung begangen. „Die wusste doch gar nicht, was sie tut“.

Sie selbst habe christliche Freunde, eine Christin habe sogar einmal ein paar Tage bei ihnen gewohnt. Sie seufzt: Natürlich müsse Gotteslästerung bestraft werden – aber doch nicht so, „nicht einfach durch einen Mob“.

Draußen warten die drei Polizisten, auf die ein Freund, ein pakistanischer Journalist, bestanden hat, lehnen an der Mauer und quatschen. Das, hat er immer wieder betont, sei einfach viel sicherer. Die Gegend, erklärt einer der

Polizisten, ein großer Mann mit blonden Haaren, den seine Freunde „den Deutschen“ nennen, sei unsicher: Viel Kleinkriminalität, Drogenbanden. Er zuckt die Schultern: „Das ist keine gute Gegend“. Und überhaupt: Wer die Menschen nach Gotteslästerung und dem Lynch-Mob befragen wolle, der riskiere doch schon einiges, sagt er, und deutet auf das Gewehr, das er in der Hand hält.

Eine staubige, enge Straße windet sich zwischen den kleinen Lehm- und Steinhütten, vorbei an Müllbergen und grasenden Ziegen und einem Kiosk, vor dem junge Männer stehen und schwatzen, zu einem der Häuser, in das die christliche Familie zurückgekehrt ist. Sie lebe, das erzählt eine junge Frau, die ein Baby im Arm wiegt, in ihrem düsteren Zimmer, in ständiger Angst. An der Wand, über dem Doppelbett, das fast den gesamten Raum ausfüllt, hängt ein großes Kreuz, daneben ein kleiner rosa Plüsch-Dinosaurier: Das Haus ist die ehemalige Kirche der Gemeinde, sie sei nach dem Vorfall geschlossen worden, sagt die Christin. Ihre ältere Tochter wäscht vor dem Haus Geschirr in einer Plastikschißel, daneben blökt eine zottelige Ziege, die an einem Pfeiler angebunden ist. Die junge Frau zuckt die Schultern: Die Gemeinde sei zu klein für eine Kirche. Und: „Wir beten lieber abwechselnd zu Hause bei den Gemeindemitgliedern – das ist sicherer“.

Ein anderes Gemeindemitglied, eine ältere Frau mit einem hellblauen Kopftuch, das sie, wie so viele Christinnen in Pakistan, locker um ihren Kopf geworfen hat, führt durch die engen Gassen zu ihrem Haus, einer kleinen Einzimmer-Lehmhütte mit einem winzigen Innenhof, versteckt hinter einem dicken, grünen Eingangstor, das die Frau vorsichtig schließt. Sie zeigt stolz auf die roten Buchstaben, die neben der Tür zu ihrem Haus gepinselt sind. „Frohe Weihnachten“, übersetzt der pakistanische Kollege. Die Frau stellt sich daneben, „machen Sie ein Foto“, bitte.

Danach erst führt sie in das kleine Zimmer, deutet auf das Bett und stellt Tee und ein paar trockene Kekse auf den Boden. Das kleine Bett dient als Sofa, die Frau setzt sich auf den Boden. An dem Abend, nachdem der Mob durch die Straßen zog, sagt sie, hätte sie mit ihrem Mann, Kindern und Enkelkindern in dem Zimmer gesessen, das Licht ausgeschaltet und gebetet – die ganze Nacht lang. Dann, früh morgens, noch vor dem ersten islamischen Gebet, bevor die Sonne aufging also, hätten sie sich aus dem Viertel geschlichen.

Sie erzählt davon, wie sie mit ihrer Familie monatelang bei Verwandten in einem anderen Stadtteil Zuflucht finden mussten und erst, nachdem der Vermieter, ein Muslim, ihr versichert hatte, dass es sicher sei, dass sie sich nicht zu fürchten brauche, sich zurück getraut hätte.

Der Imam, der den Mob damals aufgestachelt haben soll, ist ausgetauscht worden, sein Nachfolger, ein kleiner Mann mit schwarz umrandeten Augen, antwortet nur einsilbig auf Fragen. Nein, zu dem Vorfall könne er nichts sa-

gen, ja, Mob-Justiz sei falsch, Gotteslästerung aber auch. Dann hastet er weiter, will nichts weiter sagen.

Der neue Imam? Die ältere Christin schüttelt den Kopf: „Ach, der ist auch nicht besser“.

Warum? Alle Imame, erklärt die Christin vehement, „sind die Feinde aller Christen hier in Pakistan“. Vor ihr schiebt ihr Enkelkind vorsichtig eine große Ameise unter den Rand des etwas ausgebleichenen Teppichs und drückt dann mit seinen kleinen, fetten Fingern fest auf den Teppich. Seine Oma redet unbeirrt weiter, ihre Stimme wird immer lauter: „Die hassen alle Christen so sehr“. Ja, setzt sie noch eins drauf, letztlich seien alle Imame doch nichts anderes als eine Ausgeburt des Satans.

Dann, plötzlich, hält sie inne und starrt auf den Übersetzer, einen pakistanischen Journalisten, ein Sunnit. Ihre Stimme wird schrill, ängstlich, der Übersetzer redet leise, beschwichtigend auf sie ein.

Dann, Minuten später, zuckt sie die Schultern und redet weiter: Davon, dass sie jetzt jedes Wort abwägt, bevor sie mit den muslimischen Nachbarn spricht und Auseinandersetzungen besser aus dem Weg geht. Erst vor ein paar Tagen habe eine Nachbarin sie auf einen christlichen Fußballspieler angesprochen, der zum Islam konvertiert ist. „Ich habe gesagt, dass das seine Sache ist, dass sich jeder selber entscheiden müsse“. Als die Frau nachgehakt habe, ob es sie nicht störe, habe sie einfach nur mit den Schultern gezuckt.

Später, nach dem Interview, erzählt der Übersetzer, neben ihm hüpfen ein paar Jungen auf einem Trampolin, fliegen für ein paar Minuten über den Hütten und den Frauen, die an einem Teppich knüpfen und an einer riesigen Pfeife ziehen, ein alter Mann, der ein kleines Baby in einem Tuch wiegt: Die Frau habe ihn gefragt, ob er Muslim sei. „Sie hatte wohl Angst, dass ich ihre Worte falsch verstehen könnte“. Also habe er ihr versichert, dass er nur übersetze – mehr nicht: Alles was sie sage, werde er danach sofort vergessen. „Ich habe ihr das versprochen: Sobald ich durch die Tür trete, werde ich alles vergessen, was du gesagt hast“. Das habe die Frau ein wenig beruhigt, aber angespannt, glaubt er, sei sie trotzdem gewesen. „Sie hat mir danach einfach nicht mehr richtig vertraut“. Er schüttelt den Kopf.

4.2 Die Familie: „Hier verstecken wir uns“

Es ist das gleiche Versprechen, das er am nächsten Tag in einem Slum am anderen Ende der Stadt dem Onkel der kleinen Rimsha gibt, der, wie die anderen christlichen Familien hier, aus Sicherheitsgründen besser unbenannt bleibt. Er sei, erzählt der freundliche Mann mit den braun gefärbten Haa-

ren und breitet seine Hände aus, nach dem Überfall mit seiner Familie dorthin geflohen. Er deutet auf den Lehm Boden, die Hütte aus Wellblech, durch die im Winter der Regen tropft, die große Plane, unter der ein paar Bettgestelle stehen. Neben ihm sitzen ein weiterer Bruder, dessen Kinder und Enkelkinder, dichtgedrängt auf einer Strohpritsche unter einem dünnen Baum, über ihnen hängt eine Wäscheleine, ein paar Katzen schleichen über den Boden. „Hier verstecken wir uns“, sagt der Onkel und seufzt. Um die Plastikgläser mit lauwarmen Coca-Cola schwirren kleine schwarze Fliegen. Die wiederholte Aufforderung des Übersetzers doch bitte, bitte keine Umstände zu machen, „sie können sich das doch überhaupt nicht leisten“, hatte er geflüstert, hatte die Familie ignoriert und ein Enkelkind losgeschickt, um die Getränke im winzigen Laden um die Ecke zu kaufen.

Er habe, erinnert sich der Onkel, nach eigenen Angaben ein pensionierter Seemann der pakistanischen Marine, Menschen angefleht, sich auf den Boden vor ihren Füßen geworfen und geweint: „Tut ihr nichts, bitte, sie ist doch nur ein kleines Mädchen, bitte“. Aber es habe doch alles nichts gebracht: „Sie waren so wütend, ich dachte, dass wir alle sterben werden“. Neben ihm schluchzt seine Frau.

Gerettet, erzählt der Mann, wurde die Familie von der Polizei, die nach etwa einer halben Stunde erschien. „Sonst wären wir alle tot“. Seine Frau nickt.

Während eines Gerichtsprozesses wurde die kleine Rimsha freigesprochen – in den Ascheresten vom Feuer konnten keine Koranreste nachgewiesen werden. Aber, das sagt der Onkel immer wieder, die Familie hätte bloß Glück gehabt: „Weil die internationalen Medien hier waren und die ganzen Nichtregierungsorganisationen, die nationalen aber vor allem auch die internationalen, darum haben wir einen fairen Prozess bekommen“. Er zuckt die Schultern – sonst wäre alles vielleicht ganz anders gekommen.

Er wisse nicht, warum die Familie Rimsha der Gotteslästerung angeklagt hätte, vielleicht war die Nachbarin wütend wegen irgendetwas, er könne sich das nicht erklären. Aber, das sagt er bestimmt, sobald der Vorwurf gemacht worden war, hätte der Imam über den Lautsprecher der kleinen Moschee die Menschen aufgefordert, sich dem Mob anzuschließen – ein Vorwurf, den Menschen in dem Slum bestätigen. Der Imam selbst ist verschwunden, seine Version der Geschichte deshalb nicht zu überprüfen.

Rimsha, ihre Geschwister und ihre Eltern seien mit Hilfe eines christlichen Abgeordneten nach Kanada gebracht worden, erzählt der Mann, als sich sein jüngerer Bruder, ein Maler, die Hose und Hände voller weißer Farbkleckse, vorlehnt: Natürlich seien sie alle glücklich, dass Rimsha in Sicherheit sei, aber der Blasphemie-Vorwurf hafte an der gesamten Familie wie ein Schandfleck: „Wir leben in ständiger Angst, dass die Leute hier erfahren, wer wir sind, und uns auch als Gotteslästerer anklagen“.

Alle nicken: Sie alle, sagen sie, verhielten sich ruhig, verließen kaum das Haus, redeten nur mit den Nachbarn, wenn es wirklich nötig sei. „Die Blasphemie-Gesetze hängen über uns wie ein großes Schwert“, erklärt der jüngere Onkel bestimmt.

Die kleine Rimsha, sagt der Ältere, sei noch immer traumatisiert: Die heute 14-Jährige wolle nicht zur Schule gehen, sei apathisch. „Sie hat kein Interesse an der Schule und schläft schlecht“. Immer wieder frage sie ihre Eltern: „Wann fahren wir nach Hause?“ Nach Hause: Nach Pakistan also. Das erzählten ihre Eltern, die alle paar Tage anriefen.

Ob Rimsha denn jemals zurück nach Pakistan könne? Der Onkel schüttelt den Kopf: Nein, das sei wohl nicht möglich. „Sie werden nie zurückkommen können“. Sein jüngerer Bruder nickt: Rimsha sei wohl dazu verdammt, in Pakistan immer die Gotteslästerin zu sein.

Am Ende, bevor er vorsichtig das Tor aufschließt, erzählt der ältere Bruder, dass auch sie nie zurück in die alte Nachbarschaft könnten, „nie mehr“. Dabei habe er während seiner Flucht seine Bibel zurückgelassen, „wir hatten doch überhaupt keine Zeit, unsere Sachen zusammenzupacken, das ging alles so schnell“. Er seufzt „Die Bibel hätte ich doch sehr gerne mitgenommen“. Dann zuckt er die Schultern und schüttelt den Kopf: Aber eigentlich sei das Buch gar nicht so wichtig, wichtiger sei doch, dass die Familie noch am Leben sei.

Dann schließt er sorgfältig das Tor.

4.3 In der Kolonie der Märtyrer

„Hier, sehen Sie“, der Pressesprecher, ein adretter junger Mann, deutet auf die Kinder, die zwischen den grauen Mehrfamilienhäusern Fußball spielen und die beiden älteren Herren in dunklen Anzügen, die auf einer kleinen Holzbank sitzen und ihnen zuschauen. „Das ist die Kolonie der Märtyrer“. Überall in den Häusern, erklärt er, wohnen Familien, oft Frauen mit ihren Kindern, die ein Mitglied verloren haben: Meist seien es Väter, die gezielt erschossen wurden, bei einem Anschlag auf die Moschee umkamen oder, auch das passiere, von einem Mob erschlagen wurden. Der junge Mann breitet die Hände aus: „Hier geben wir den Angehörigen der Märtyrer eine neue Heimat“.

Hier: Das sind die grauen Häuser hinter der Mauer in Rabwah, der Stadt der Ahmaddiyya, auch Chenab Nagar genannt, im Bundestaat Punjab in Zentralpakistan. Am Vormittag hatte der Pressesprecher im gemütlichen Besucherzentrum der Stadt, einer großflächigen Anlage mit gemütlichen Gästezimmern für Gemeindeglieder, die im Ausland leben und jedes Jahr

für die Feierlichkeiten zurück nach Pakistan kommen, die Geschichte des Ortes erklärt: Nach der Gründung Pakistans hätten die Ahmadis das Land vom Staat geleast und ihre Stadt errichtet: Zunächst hätten die Ahmadis im ganzen Land gelebt, „aber als die Verfolgung immer schlimmer wurde, sind immer mehr Menschen nach Rabwah gezogen“.

Denn in den 1970ern wurden Ahmadis, eine muslimische Sekte, die an einen eigenen, späteren Propheten glauben, und deshalb von anderen Muslimen oft als Häretiker angesehen werden, vom Staat offiziell als „nicht-muslimisch“ deklariert. Dadurch, erklärt der Pressesprecher, seien sie zu Freiwild geworden: „Jeder konnte mit uns tun, was er wollte“.

Ein paar Meter entfernt ist der Friedhof der Gemeinde: Zwei ältere Männer sitzen auf einer Holzbank und bewachen die Reihen von weißen Grabsteinen, zwischen denen Gras wächst. Denn vor dem Tor wurde vor ein paar Monaten ein Ahmadi erschossen – ein angesehener Arzt aus Amerika, der im Sommer Patienten in der Herzklinik der Stadt, die in ganz Pakistan berühmt ist, gratis versorgt hatte. Eine alte Frau läuft langsam zwischen den Gräbern, stützt sich auf ihren Gehstock. Der Pressesprecher führt zu einem weißen Marmorstein, der die anderen überragt: Hier liegt Abdus Salam begraben, ein Physiker, der 1979 zu Pakistans erstem Nobelpreisträger wurde – der erste Muslim, der jemals in Stockholm ausgezeichnet wurde. „1979 wurde er der erste muslimische Nobelpreisträger für seine Arbeit in Physik“, steht auf Urdu und Englisch auf dem Stein.

Nur, dass das so nicht mehr auf dem Stein steht: In beiden Sprachen ist das Wort „Muslim“ mit weißer Farbe übermalt, ausgelöscht worden. Der Pressesprecher lacht, aber das Lachen klingt nicht sonderlich heiter, sondern wütend und verzweifelt: „Der erste Nobelpreisträger? Das macht überhaupt keinen Sinn!“ Aber egal: Sinn sei der Regierung, die das Wort übermalen ließ, doch völlig egal: „Hauptsache, wir sind offiziell keine Muslime mehr“; seine Stimme wird laut.

Pakistan hat keinen Platz für Nobelpreisträger, die Ahmadis, also ganz offiziell Ungläubige, sind. Das erzählt auch ein Regisseur in Karachi, der einen Dokumentarfilm über Abdus Salam dreht: Er erzählt von den Emails voller Hass und Drohungen, dem Unverständnis vieler seiner Freunde über den Film, den er, ein Sunnit, drehen will. „Die sagen oft: Was interessiert dich dieser Ahmadi überhaupt?“ Die Premiere, sagt er, wird wohl eher in New York, als in Karachi oder Islamabad stattfinden, das Geld sammeln er und die anderen über Crowdfunding im Internet, Gelder in Pakistan zu sammeln sei einfach zu schwierig.

Zurück in dem gemütlichen Wohnzimmer im Gästehaus in Rabwah greift der Pressesprecher nach einem großen Stapel Papier. Er reicht eine Fotografie nach der anderen, eine endlose Auflistung von Gräueltaten und All-

tagsdiskriminierung gegen Ahmadis: „Hier, ein Übergriff auf zwei junge Mädchen, sehen Sie, dann hier, Schilder im Markt von Karachi“. Auf dem schwarz-weißen Foto ist ein Geschäft zu sehen, in dem Gewürze verkauft werden, darüber hängt ein handgemaltes Schild. Der Pressesprecher übersetzt: „Ahmadis sind hier nicht willkommen“. Das Foto sei vor ein paar Monaten gemacht worden. Er schüttelt den Kopf, deutet dann auf ein anderes Foto: „Ahmadis dürfen hier nicht einkaufen“.

Es ist ein Freitagnachmittag, der heilige Tag der Muslime, an dem die Männer meist in die Moschee gehen um zu beten. Draußen sind die sauberen Straßen der Stadt voller Sperren, an denen junge, höfliche Männer Autos begutachten, dann vorbeiwinken: Die Sicherheitsvorkehrungen sind hoch an jedem Freitag, die Gemeinde hat Angst vor Übergriffen, die Männer, allesamt Gemeindemitglieder, machen freiwillig Dienst, erzählt der Pressesprecher. Vor acht Jahren, erklärt er weiter, habe es einen Anschlag auf die Hauptmoschee gegeben, seitdem bete die Gemeinde lieber nicht an einem Ort, „zu gefährlich“, sondern in verschiedenen Häusern, im Sommer auf den Straßen.

Der Pressesprecher fährt langsam durch die Straßen, vorbei an den kleinen Marktständen, an denen Männer Obst, Gemüse und frisch gepressten Orangensaft verkaufen, vorbei an den jungen Frauen, ganz in Schwarz, ihr Gesicht bis auf einen Augenschlitz verhüllt, die in einem Fahrradtaxi warten. Der Pressesprecher deutet auf die Frauen und erklärt schnell, dass sie selbstverständlich genau dieselben Rechte wie Männer hätten: Die Frauen der Gemeinde studierten, arbeiteten, „alles“.

Dann biegt das Auto in die Kolonie der Märtyrer, hält kurz an dem Checkpoint, der von einem älteren Mann bewacht wird, und parkt im Hof. Hier also, im Herzen von Rabwah, beherbergt und versorgt die Gemeinde die Familien ihrer Mitglieder, die aufgrund ihres Glaubens verfolgt und getötet wurden. Der Pressesprecher biegt in eines der grauen Häuser und läuft einen engen Treppenaufgang hinauf.

Eine in Schwarz gehüllte Frau, unter deren langem Mantel der grell-lila Stoff ihrer Hose hervorlugt, öffnet die Tür und führt in ihr kleines, karges Wohnzimmer: An der Wand hängt ein Bild über einem Computer, ein Mann mit einem großen Schnurrbart blickt ernst in den Raum, starrt auf die kleine Sofaecke, den Fernseher, auf dem ein gerahmtes Bild von dem spirituellen Anführer der Ahmadis, der im Exil in London lebt, steht und auf die Frau und ihre beiden Kinder, ein Mädchen und ein Junge, die sich auf dem Sofa neben ihr drängen. Der Mann auf dem Bild ist Rafia Attas verstorbener Mann.

Der Pressesprecher lehnt sich vor: Die Frau stamme aus Multan, einer Stadt im Osten Pakistans. Sie lebe seit ein paar Jahren hier. „Sie können

jetzt ruhig mit dem Interview beginnen und fragen, wie ihr Mann ermordet wurde“. Im August 2009 verblutete der Mann von Rafia vor ihren Augen, erzählt sie leise und stockend: Drei Männer waren am frühen Morgen in das Haus eingedrungen, erzählt die 39-Jährige weiter, und starrt ununterbrochen auf ihre Hände: „Sie haben meinen Mann erschossen, einfach so“.

Später, während der Gerichtsverhandlung, hätten die beiden Männer zugegeben, dass sie noch zwei weitere Ahmadis, ein verheiratetes Ärzteeaar, umgebracht hätten. „Sie wussten genau, wer die reichen Ahmadi-Familien in der Stadt waren“.

Dabei hätte man sie mehrmals gewarnt, erzählt die Frau leise: Ein Mann, ein Nachbar, sei zu ihnen gekommen und habe erzählt, dass in seiner Moschee gegen Ahmadis, die Ungläubigen, gehetzt werde, dass sie besser gehen sollten, dass es einfach nicht sicher sei – aber ihr Mann, ein Tierarzt, habe nicht auf die Warnungen hören wollen.

Warum die Männer die Ahmadis töten? Sie zuckt die Schultern: „Um uns so viel Angst zu machen, dass wir unsere Religion aufgeben“. Und weil sie wohl dachten, dass sie straffrei davon kämen. Kamen sie aber nicht: Der Schwager von Rafia, ein Anwalt, überredete Rafia die beiden Männer anzuklagen – trotz ihrer Angst.

Die Gerichtsverhandlungen dauerten neun Monate, sagt Rafia, neun Monate also, in denen sie sich kaum aus dem Haus traute. Denn nach einem Gerichtstermin, bei der Rafia die beiden Männer identifiziert hatte, sei ein Bruder von einem der Angeklagten zu ihr gekommen: „Er hat mir gesagt: Wir werden dich töten, dich und deine Kinder. Ich hatte solche Angst!“ Sie ging trotzdem weiter zu den Verhandlungen.

Die Männer wurden schließlich zu lebenslangen Haftstrafen verurteilt, aber trotzdem, sagt sie und ihre Stimme klingt rau, habe sie sich entschlossen, Multan zu verlassen und Zuflucht in Rabwah zu suchen: „Wir haben uns nicht mehr sicher gefühlt“. Ihre Tochter, ein kleines Mädchen in einem hellrosa Pullover, starrt unentwegt auf ihre Mutter, der Sohn fixiert die Plastikblumen, die auf dem Tisch in einer kleinen Vase stehen. Aber auch hier, hinter den Mauern und dem bewachten Eingangstor, fühle sie sich nicht immer sicher. In Pakistan, fügt sie hinzu, sei es für Minderheiten wie sie einfach sehr schwierig.

Die Männer, sagt Rafia zum Abschied, und ihre Stimme wird plötzlich etwas fester und auch etwas lauter, hätten sie dazu bringen wollen, ihre Religion aufzugeben – und hätten damit doch nur das Gegenteil erreicht: „Das werden wir nie tun. Wir werden jetzt noch mehr und stärker beten“. Ihr Sohn lächelt.

5. Die Politik und die Blasphemie-Gesetze

5.1 Besuch beim Religionsminister

Der Assistent von Sadar Muhammad Yousaf, Pakistans Minister für Religiöse Angelegenheiten, empfängt in seinem plüschigen Hotelzimmer, das er während einer Konferenz in Islamabad bezogen hat. Draußen drängen sich Männer in dunklen Anzügen um einen Tisch, auf dem Teekannen, Tassen und Teller mit frittierten Fleischbällchen und klebrigen Keksen aufgereiht sind. Die Gäste müssten noch ein bisschen warten: Der Minister müsse noch sein Gebet beenden, flüstert der Assistent und deutet auf den Minister, der neben dem Schminktisch auf dem Boden kniet. Sadar Muhammad Yousaf, erklärt der Assistent, habe gerade eine Auszeichnung für die Organisation des diesjährigen Haddj, der Pilgerreise nach Saudi-Arabien erhalten, das sei doch ein gutes Thema für das Interview. Er lächelt.

Ein paar Minuten später steht der Minister auf, ein Assistent rollt seinen Teppich zusammen. Yousaf nimmt Platz auf einem der beiden riesigen Plüschessel und lässt sich einen Teller voller Essen servieren. Dann beginnt das Interview. Als er das Wort „Blasphemie“ hört, verzieht Yousaf die Mundwinkel. Über das Thema, das wird schnell klar, möchte er nicht so gerne sprechen.

Herr Minister, vor ein paar Tagen wurde ein christliches Paar in der Nähe von Lahore von einem Mob verbrannt, das ihnen Blasphemie vorgeworfen hat. Haben Sie Angst, dass das zu mehr Gewalt führen könnte?

Yousaf: Wir verurteilen diesen Vorfall aufs Schärfste. Unsere Religion, unser Koran verbietet uns, solche grausamen und barbarischen Dinge zu tun, dieser Vorfall hat mit unserer Religion nichts zu tun! Ich persönlich werde in den kommenden Tagen zu dem Ort des Geschehens reisen und mir ein Bild von der Lage machen.

Ist es nun an der Zeit, die Blasphemie-Gesetze in Pakistan zu überdenken, wenn es wie in diesem Fall dazu kommt, dass Leute die Justiz in angeblichen Fällen von Gotteslästerung selber in die Hand nehmen?

Yousaf: Natürlich darf das Blasphemie-Gesetz nicht missbraucht werden von Leuten, die daraus ihren eigenen Nutzen ziehen wollen. Das passiert in einigen Fällen natürlich. Auch in diesem Fall: Menschen dürfen nicht einfach das Gesetz in ihre eigene Hand nehmen, das ist ein Akt der Barbarei! Aber schauen Sie sich doch mal die Zahlen an: Es gibt mehr Blasphemie-Vorwürfe gegen Muslime als gegen irgendeine andere Minderheit.

Derzeit gibt es ein inoffizielles Moratorium auf die Todesstrafe. Wären Sie dafür, es für Gotteslästerer wieder aufzuheben?

Yousaf: Das Gericht muss entscheiden, was es für die richtige Strafe hält. Aber natürlich muss das Gerichtsverfahren fair sein – es bedarf also natürlich glaubwürdiger Zeugen.

Hat es jemals einen Fall gegeben, wo Muslime verurteilt wurden, weil sie Blasphemie gegen Christen begangen hatten?

Yousaf: Nicht soweit ich weiß.

Viele Christen, mit denen ich geredet habe, haben Angst, dass sie etwas Falsches sagen könnten, das als Gotteslästerung missverstanden wird. Wie kann diese generelle Angst beschwichtigt werden?

Yousaf: Unsere Verfassung garantiert die Rechte aller Minderheiten. Wir versuchen religiöse Harmonie zwischen den verschiedenen Religionen zu etablieren – dafür gibt es schon verschiedenste Foren, um sich auszutauschen. Die Regierung tut alles was sie kann, um die Minderheiten zu schützen.

Damit ich als Ausländerin besser verstehen kann, was diese Blasphemie-Gesetze wirklich bedeuten, lassen Sie uns mal annehmen, dass ich hier, vor den versammelten Männern im Raum, etwas gegen den Islam oder den Propheten sage. Was würde passieren?

Yousaf: Wir müssten erstmal gucken, ob Sie tatsächlich Gotteslästerung begangen haben und ob Sie bei klarem Verstand waren. Aber selbst wenn Sie Blasphemie begangen haben, kann Sie niemand hier im Raum verurteilen, dafür sind alleine die Gerichte und auch die Polizei zuständig. Ein Richter muss entscheiden, ob Sie schuldig sind. Dafür gibt es legale Prozesse, die eingehalten werden müssen.

Wenn nun aber das Gericht entscheidet, dass ich in diesem theoretischen Fall, Blasphemie begangen hätte – glauben Sie dann, dass die Todesstrafe die richtige Strafe dafür wäre?

Yousaf: Ja, dann müsste dem Gesetz genüge getan werden.

Wenig später unterbricht ein Pressesprecher das Interview: Der Minister müsse jetzt leider weiter zum nächsten Termin.

Yousaf: Im Flur draußen zuckt der Übersetzer mit den Schultern: Eigentlich, sagt er, habe er auch nichts anderes erwartet: Der Minister habe sich seinerzeit als Abgeordneter für die Einführung der Todesstrafe für Gotteslästerung stark gemacht. „Natürlich unterstützt er die Todesstrafe und die Blasphemie-Gesetze. Was sonst?“

5.2 „Da traut sich doch kaum jemand etwas zu sagen“

Andere Politiker sehen das anders, aber, sagt ein Journalist, der Chefredakteur eines Fernsehsenders, dessen Mitarbeiter an winzigen, durch graue Trennwände abgeteilte Arbeitsplätze Manuskripte abtippen und Videos anschauen, „das können sie doch jetzt kaum öffentlich sagen, ohne als unislamisch abgestempelt zu werden“. Nicht mehr: Ende 2010 brachte die Abgeordnete Sherry Rehman von der Pakistan People's Party (PPP) einen Gesetzesentwurf ins Parlament. Der Entwurf sah unter anderem vor, dass Fälle von Gotteslästerung nicht von lokalen Gerichten, sondern von höheren Instanzen behandelt werden sollten.

Doch infolge von massivem politischem Druck durch Imame und andere religiöse Parteien wurde der Gesetzesentwurf von der Regierung im Februar 2011 fallen gelassen – und Rehman als Botschafterin in die USA geschickt, weil sie sich in einem Fernsehinterview gegen die Todesstrafe für Blasphemie ausgesprochen hatte. „Um sie zu schützen“, sagt der Journalist. Er zuckt die Schultern: In Pakistan sei sie nicht mehr sicher gewesen, auch, weil sie sich in einem Fernsehinterview gegen die Todesstrafe ausgesprochen habe. Auch heute noch stehe sie unter Personenschutz.

Andere Politiker, die sich öffentlich gegen die Blasphemie-Gesetze gestellt haben, haben dies mit ihrem Leben bezahlt: Etwa der Gouverneur von Punjab, Salman Taseer, der im Januar 2011 von seinem eigenen Body-Guard Mumtaz Qadri vor einem schicken Café in Islamabad, in dem heute Jugendliche Cappuccino schlürfen und sich über ihre Handys beugen, getötet wurde, nachdem er öffentlich die Blasphemie-Gesetze als „Schwarze Gesetze“ kritisiert hatte. Dann gibt es noch den Minister für religiöse Minderheiten, Shabaz Bhatti, ein Christ, der sich für eine Änderung des Blasphemie-Gesetzes sowie für eine verurteilte Christin, Asia Bibi, stark gemacht hatte – auch er wurde 2011 getötet.

Der Journalist schüttelt den Kopf: „Sehen Sie, da traut sich doch kaum jemand was zu sagen“. Auch seine Zeitung müsse sehr vorsichtig sein, was sie überhaupt über Blasphemie schreiben könne. Die Gefahr, als Gotteslästerer bezichtigt zu werden, sei einfach zu groß.

6. Menschenrechtsverteidiger und die Angst

Normalerweise, erzählt Ansar Burney und lehnt sich auf seinem großen Stuhl zurück, komme er gar nicht in sein Büro in einem ärmeren Viertel in Karachi: „Das ist viel zu gefährlich“. Durch das Fenster dringt der ewige Lärm einer dichtbefahrenen Straße, an der Fußgänger an kleinen Res-

taurants und Geschäften vorbeihasten, immer wieder knattert ein Motorrad vorbei. Auch wenn er sich für ein persönliches Treffen verabrede, dann mache er keine genaue Zeitangabe, sagt Burney, meist mache er dann drei, manchmal vier Treffpunkte und Zeiten aus und fahre oft später, manchmal auch später als geplant, zum Treffen. „Manche Freunde treffe ich gar nicht mehr“. Er zuckt die Schultern: Berufsrisiko.

Neben ihm stapeln sich die grünen Aktenberge, katalogisiert nach „Unschuldige/Gefangene“, „Vermisste/Vermutlich tot“ und „Gotteslästerer“, über Burney hängen etliche Auszeichnungen von internationalen Organisationen und Trophäen, sogar ein großes Schwert in einem Glaskasten ist darunter: Burney, ein Mann Ende 50 mit einem imponierend dichten, rotbraunen Schnurrbart, ist einer der ersten Menschenrechtler in Pakistan – und einer der wenigen, der bereit ist, angeklagte Gotteslästerer zu verteidigen und ihnen öffentlich beizustehen. Oft, sagt er, hätten Angeklagte es schwer, Verteidiger in Fällen von Gotteslästerung zu finden. Auch Richter, vor allem von lokalen Gerichten, würden oft gegen den Angeklagten entscheiden, „die haben einfach Angst“.

Zusammen mit seiner Schwester, einer energischen Frau mit weißem Kopftuch, die später Brot, Safranreis und mehrere Teller beladen mit Currysaucen serviert, führt er das Büro. Seine Frau und Kinder leben mittlerweile in London. Das, sagt er, sei einfach sicherer: Denn Burney erhält oft Morddrohungen, Anrufe von anonymen Menschen, die ihm versprechen, ihm Schreckliches anzutun, ihn zu erschießen oder zu überfahren, wenn er weiterhin zu den Gotteslästerern stehe. Burney zuckt die Schultern: Er habe keine Angst, sagt er: „Wer Angst hat, kann diesen Job nicht machen“.

Dabei ist die Angst nicht unbegründet: Anfang Dezember 2014 erst wurde ein Anwalt angegriffen, der einen wegen Gotteslästerung angeklagten Universitätsprofessor verteidigt. Der Professor sitzt in Haft, weil er nach Aussagen von Studenten gotteslästerliche Kommentare verbreitet haben soll – sein früherer Anwalt war bereits im Mai von Unbekannten erschossen worden. Burney seufzt: Er kennt viele, „viel zu viele“, solcher Fälle.

Kaum einer traut sich in Pakistan, nicht einmal, wenn das Mikrofon ausgeschaltet ist und das Notizbuch demonstrativ zur Seite gelegt, die Abschaffung der Blasphemie-Paragraphen zu fordern. „Keiner traut sich mehr irgendwas zu sagen“, sagt auch Burney. „Sie haben alle Angst, dass sie umgebracht werden“.

Der anglikanische Bischof von Karachi Daniel Sadiq etwa, der den Besucher eine halbe Stunde warten lässt und dann mit perfekt gebürsteten Haaren und frisch gebügelm lila Hemd begrüßt, verzieht die Lippen, als er hört, dass es um das Thema Blasphemie gehen soll. Er gibt sich vorsichtig:

„Wenn das Gesetz richtig angewandt würde, dann wäre das kein Problem“. Das Problem sei doch, dass es immer wieder ohne Grundlage angewandt würde.

Nur einmal weicht der Bischof, in dessen düsterer Kirche glänzende Plakate an die britischen Soldaten und Kolonialherren erinnern, die die Kirche vor über 100 Jahren erbauten, von dem offiziellen Skript ab: Die Gesetze hingen wie ein Schwert über den Minderheiten sagt er, und nippt dann an seiner Tasse Tee. Das Problem sei doch, dass die jetzige Regierung unter Nawaz Sharif das Gesetz unterstütze: Das wüssten die Leute und fühlen sich deshalb befehligt, es zu missbrauchen. „Wenn man den Menschen einen Dolch gibt, dann werden sie ihn auch benutzen“.

Aber wenn das Gesetz missbraucht werde, sei es dann nicht besser, es gänzlich abzuschaffen? Das, sagt er und seine Stimme klingt plötzlich ungehalten, könne niemand tun. „Wer so etwas fordert, der wird umgebracht“. Dann wechselt er elegant das Thema: Ob überhaupt Zeit zum Sightseeing bleibe? In der Kirche sei gerade die Weihnatskrippe aufgestellt worden.

Burney aber traut sich, die Abschaffung des Gesetzes zu fordern. Er lehnt sich vor, wählt seine Worte mit Bedacht: Da das Gesetz derzeit missbraucht werde, „bin ich dafür, dass es abgeschafft wird“. Denn solange es existiere, würden Menschen es einfach für ihre eigenen Zwecke missbrauchen. „Menschen sterben wegen dieses Gesetzes“.

7. Lynch-Justiz

Als der kleine Junge über das ausgebleichene Foto streicht, auf dem seine Eltern ernst in die Kamera starren, und leise „Papa“ murmelt, fängt der Übersetzer an zu weinen. Minutenlang, bis sich eine ältere Frau zu ihm rüber lehnt und ihm beschwichtigend über den Arm streichelt. „Schsch“, flüstert sie, er solle nicht weinen, bitte nicht weinen. Neben ihr haben ihre Verwandten den Blick abgewandt, starren auf den Boden oder in die Ferne. Dann gibt sich der Übersetzer einen Ruck, schnieft ein letztes Mal in sein feuchtes, zerknülltes Taschentuch und wendet sich dem kleinen Jungen zu, der die ganze Zeit auf das Foto guckt: „Wo ist dein Papa jetzt?“ Der Junge überlegt und kaut auf seiner Lippe: „Tot. Papa ist tot“.

Tot: Zusammen mit seiner Frau Shama war Shahzad Masih von einem Mob geschlagen, gefoltert und dann zu einem Lehmofen gezerrt worden. Auf dem staubig roten Podest aus Lehmsteinen, auf dem normalerweise Ziegelsteine gebrannt werden, jubelte der Mob, 500, vielleicht sogar 600 Menschen, so erzählen es die Verwandten in einem Nachbardorf, als die beiden auf die brandheißen Steine geworfen wurden: Denn die Mutter des

Vierjährigen, eine Christin, soll, so der Vorwurf, ein paar Blätter des Korans verbrannt haben, als sie das Zimmer ihres verstorbenen Schwiegervaters aufräumte: Blasphemie also. Eine Lüge, sagt ihr Bruder: Ein Racheakt für einen Streit um drei Tage Arbeit, den ein Cousin mit einem Muslim hatte, nichts weiter.

Trotzdem: Ein Vorwurf, der in Kot Radha Kishan, eine Autostunde von Lahore entfernt, inmitten von Raps- und Weizenfeldern, im Lynch-Tod endete.

Die Frau, sagt der Schwager, habe noch gelebt, als sie zum Lehmofen gezerrt wurde. „Sie hat versucht, wegzurennen, gefleht. Aber sie haben Benzin auf sie gegossen und sie angezündet“. Das, sagt er leise, habe er vom Dach seiner kleinen Lehmhütte aus beobachtet, voller Angst, dass er und seine Familie die nächsten sein könnten. „Ich konnte nichts tun, um sie zu retten“, sagt er und starrt auf seine Hände: Nichts. Genau wie sein Bruder und seine Frau hat er in dem Lehmofen gearbeitet, an den er und die anderen durch ihre Schuldknechtschaft gebunden waren. Stunden später, als die Polizei den Mob vertrieben und hunderte Menschen festgenommen hatte, habe er sich wieder aus seinem Haus getraut. Er breitet die Hände aus. „Da waren nur noch ein paar Stofffetzen, Asche und Knochenreste. Mehr nicht“. Der Übersetzer schluckt.

Der Imam, erzählt die Familie, habe den Mob noch weiter aufgebracht: Aus dem kleinen Lautsprecher der Moschee hätte der Ruf gehallt: „Tötet die Gotteslästerer“. Ein paar Wochen später ist die Moschee verschlossen, der Imam nicht auffindbar.

Heute liegen auf dem Ofen frische Blumensträuße und abgebrannte Kerzen. Besucher haben auf dem Schornstein mit roter und weißer Farbe Nachrichten hinterlassen: „Ihr seid Märtyrer“ oder „Ruhet in Frieden“, und: „Wir werden euch nicht vergessen“. Die kleinen Lehmhütten der Arbeiter sind verlassen, Töpfe und Teller liegen auf dem Boden, an den Wänden hängt ausgebleichene Wäsche: Das Dorf und der Lehmofen sind seit dem Vorfall abgesperrt, zwei Polizisten sitzen im Schatten auf einer Liege und trinken Tee. Aus ihrem winzigen Radio schallen blecherne Bollywood-Schlager über das Dorf. Ein mit Zuckerrohr beladener Ochsenkarren rollt langsam über die staubige Straße und verschwindet im Nachmittagsdunst.

Nebenan erntet eine Frau Reis, das ausgebleichene Blau ihrer Kurta ein bunter Fleck im staubig gelben Feld. Nein, sie schüttelt den Kopf, sie selbst sei nicht dabei gewesen, als das Paar getötet wurde: „Unser Herr hat gesagt, dass wir das Lehmwerk nicht verlassen dürfen“. Sie arbeite in einem benachbarten Ziegelofen, sagt sie. Aber sie habe gehört, dass etwas passiert sei, dass sich die Menschen versammelt hätten. „Ich habe gedacht: Die ar-

men Menschen“. Und sie habe Angst gehabt: Wenn Christen nicht sicher seien, warum sollten es dann Muslime wie sie sein?

Ein Polizist gießt Tee in einen Blechbecher und schüttelt den Kopf: „Das ist grausam, grotesk, was sie hier gemacht haben!“ Er selbst wisse nicht genau, was passiert sei, ob die Frau tatsächlich Blasphemie begangen habe. „Aber selbst wenn, dann muss das ein Gericht entscheiden, nicht die Masse“. Sein Kollege nickt ernst und nippt an seinem Tee. Blasphemie in Pakistan wird bestraft mit lebenslänglicher Haft, sogar Todesstrafe, auch wenn diese in den vergangenen Jahren nicht durchgeführt worden ist. Lynch-Justiz wird von allen Seiten kategorisch abgelehnt und verurteilt. Fast jeden Tag kämen Gruppen zu dem Ofen, um zu beten, erzählt der Polizist: Viele Christen, aber auch Muslime und Menschenrechtler.

Selbst radikale Kleriker, wie etwa der Mullah Haneef Qurashi, der in seinen Predigten in einer kleinen Moschee in Islamabad gegen Gotteslästerer wettet, verurteilt die Selbst-Justiz. „Keiner darf die Justiz selbst in die Hand nehmen“. Aber natürlich müsse auf Blasphemie die Todesstrafe stehen, sagt er: Gotteslästerung sei schließlich ein weitaus schlimmerer Akt als Mord. Er ruft nach seinem jüngeren Bruder, der gerade Tee und mehrere Plastikteller mit klebrigen Süßigkeiten und Keksen auf einem niedrigen Tisch aufgereiht hat. Der Bruder bringt ihm eine Bibel, Qurashi liest eine gelb unterstrichene Stelle aus dem Alten Testament vor: „Siehst du, auch die Bibel fordert die Todesstrafe“. Er lächelt sanft, wischt die Frage beiseite, ob es nicht auch Vergebung geben sollte für angebliche Gotteslästerer. „Nein!“

Heute hängen in dem Dorf des verbrannten Paares überall große, bunte Transparente, die für Toleranz und Verständnis werben: Man habe sie nach dem Ereignis aufgehängt, sagen die Verwandten. „Aber bringen wird das doch alles nichts“, sagt der Onkel. Er habe Angst, verlasse das Haus nur, um beim Gerichtsprozess als Zeuge aufzutreten. Danach, wenn alles vorbei sei, will die Familie das Dorf verlassen. „Hier sind wir nicht sicher“. Seine Brüder nicken, ihr Neffe, der jetzt Waise ist, starrt weiter auf das Foto seiner Eltern. Ob er sie vermisse? Er nickt, stumm – und der Übersetzer schluckt und starrt auf das zerknüllte Taschentuch in seiner Hand.

8. Wo Kinder Extremismus lernen

8.1 In den Koranschulen

Islamabad: Aber natürlich, sagt Abdul Aziz und lächelt sanft, natürlich züchte er hier, in seiner Koranschule im Zentrum von Islamabad, eine ganze Generation von Märtyrern heran. Hinter ihm, zwischen den Bücherregalen, Stapeln

von Papieren und einem ausgebleichenen Poster, auf dem Obst- und Gemüsesorten aufgelistet sind, „die die Männlichkeit stärken“, sitzen zwei junge Männer auf dem Teppich und starren unentwegt in ihre Computer. Draußen bewachen mehrere Männer, Kalaschnikow-Gewehre im Anschlag, die Bücherei, in die Abdul Aziz nach wiederholten Anfragen schließlich doch geladen hat.

Die Journalistin müsse aber, so die Bedingung, ein Kopftuch tragen, mindestens drei Meter Abstand halten und einen männlichen Begleiter mitbringen. Dann, nur dann, könne er in das Interview einwilligen. Neben dem Eingangstor, vor dem Kinder Fußball spielen, parken die beiden großen schwarzen Autos mit den abgedunkelten Fenstern, in denen Aziz und seine Entourage erschienen sind. Das Tor ist wieder fest verschlossen.

Abdul Aziz, ein kleiner Mann mit langem weißen Bart, einer dicken 80er Jahre Brille und einem Turban, ist der Imam der Roten Moschee, in der sich 2007 Hunderte bewaffnete Koranschüler, darunter auch Frauen und Kinder, verbarrikadierten und sich mit der Armee wochenlang Gefechte lieferten, bis schließlich General Pervez Musharraf den Befehl gab, die Moschee zu stürmen: Dutzende starben, darunter auch Aziz Bruder Abdul Rashid Ghazi.

Die Koranschüler hatten den Staat herausgefordert – erst hatten Mädchen der Madrassa eine staatliche Bücherei besetzt, dann chinesische Massagesalons und DVD-Geschäfte, in denen oft, erklärt ein pakistanischer Journalist, Pornos unter der Ladentheke verkauft wurden, verwüstet. „In den Massagesalons wurden halt auch andere Dienste angeboten“, erklärt der Journalist lakonisch. „Das war ihnen einfach nicht islamisch genug“.

Auch heute noch möchte Aziz die Welt islamischer, zumindest nach seiner radikal-extremistischen Lesart, machen – notfalls auch mit Gewalt: „Wenn sich jemand in unseren Weg stellt, dann erlaubt der Dschihad auch seinen Tod“. Unser Weg: Damit meint er den Weg, der mit der Einführung der Scharia endet, sein erklärtes Ziel.

Aber wenn sich niemand dem Gottesstaat widersetze, fügt er hinzu, seine Stimme noch immer sanft, dann müsse auch niemand sterben. Der Gottesstaat, von dem er träumt und seine Schülern lehrt, ist weltumfassend: „Amerika, China, Israel, überall wird die Scharia gelten“. Er lächelt und kratzt ein wenig über den faserigen Teppich, auf dem er hockt.

Aziz, der stets den Übersetzer, nie aber die Journalistin fokussiert, breitet die Hände aus und zählt auf: Zunächst werde das Land von der Regierung genommen und an die Armen verteilt, „dann nehmen wir alle Bücher aus den Gerichten und installieren die Scharia“. Die Fernsehsender dürften „keine obszönen Dinge mehr zeigen“ und Frauen müssten Burka tragen. Dürften Mädchen denn in die Schule gehen? Er wischt die Frage mit einem „nur wenn sie verschleiert sind“ beiseite. Ob es auch Enthauptungen und Steini-

gungen geben solle? Er nickt: „Wenn sich uns jemand widersetzt, dann ja. Wenn nicht, ist dafür auch keine Notwendigkeit“. So einfach sei das, er zuckt die Schultern.

Dann entschuldigt sich Aziz, er müsse zum Gebet. Zusammen mit den beiden jungen Männern verlässt er den Raum, legt aber noch sein Handy auf den Boden, mit der Anweisung, die Aufnahme anzuhören. Der blecherne Klang der Koranverse hallt durch die Bücherei, minutenlang, bis die Aufnahme plötzlich, inmitten einer Sure abbricht. Von draußen klingt nun die leise Unterhaltung der Kalaschnikow-Wachen herein, die noch immer an der Tür lehnen und reden. Im Hof spielen ein paar Jungs mit einer Schubkarre, ein kleines Mädchen, das vielleicht fünf oder sechs Jahre alt ist, tritt ihnen langsam hinterher. Ihr hellblaues Kopftuch ist der einzig bunte Farbfleck im ansonsten farblos-grauen Innenhof.

Später, nach dem Gebet, lehnt Aziz sich zum Übersetzer vor: Was er vom selbsternannten „Islamischen Staat“ halte? „Wir unterstützen alle, die für den Islam kämpfen, ob in Kaschmir, Nigeria, Palästina oder dem 'Islamischen Staat'. Alle, die dafür kämpfen, dass der Islam überall auf der Welt verbreitet wird“. Es sei gut, dass junge Menschen nach Syrien und in den Iran gingen, um zu helfen, dass der Islam überall in der Welt umgesetzt werde. „Wenn man Menschen ihre Rechte verwehrt, dann erlaubt die Scharia es auch, Gewalt zu benutzen“. Er meint damit wohl das Recht auf einen Gottesstaat nach seiner Lesart.

Ein dunkler Gang führt von Abdul Aziz' Haus, in dem sein kleiner Sohn in einem Malbuch kritzelt, in die Mädchen-Madrassa: Hunderte Mädchen wuseln in den Gängen, beugen sich in den Zimmern über die Bücher, lachen, rufen, schreien, selbst die kleinsten von ihnen tragen Kopftücher.

Eine Lehrerin, selbst eine ehemalige Koranschülerin, bringt eine Tasse Tee und führt dann durch die Gänge, deutet auf einen kleinen Kiosk, um den sich Mädchen drängen, in dem Süßigkeiten verkauft werden, zeigt ein kleines Krankenzimmer, die Bücherei. Was die Kinder lernen? Sie zuckt die Schultern, ihr Englisch ist rudimentär, der Übersetzer musste draußen bleiben. Die Zimmer, in denen die Mädchen schlafen, essen und lernen, sind düster, an den Wänden Matratzen aufgestellt, über dem Gelände hängen bunte Tuniken und Kopftücher zum Trocknen. Ob die Kinder Fernsehen dürften? Sie schüttelt energisch den Kopf: „Haram!“ Verboten. Die Kinder, erklärt sie mit Händen und Füßen, lernten nur den Koran, mehr nicht.

Dann führt sie wieder zurück zu dem dunklen Ausgang und verschließt hinter dem Besuch vorsichtig die Tür.

Viele der Eltern von Abdul Aziz' Schülern sind so arm, wie der Mann, der in einer winzigen Hütte in einem Slum in der Nähe der Universität von Isla-

mabad wohnt. Ein schmaler Trampelpfad führt zwischen den kleinen Häusern aus Sandstein zu dem winzigen Compound: Ein kleiner Hof mit einer Kochstelle und ein kleiner Raum, mehr nicht. In dem düsteren Zimmer, in dem er mit seiner Frau und fünf Kindern schläft und lebt, deutet der kleine, hagere Mann in der dreckigen braunen Kurta, der viel, viel älter als seine 36 Jahre aussieht, auf das enge Bett, auf dem eine gefaltete, ausgebleichene, dünne Decke liegt. „Setzen Sie sich“. Er selbst bleibt stehen. Er könne leider nichts zum Essen anbieten, murmelt er und starrt auf seine Hände, es gebe gerade nichts im Haus. Er ist arbeitslos, helfe mal hier, mal dort aus, er zuckt die Schultern: „Nichts Richtiges“. Er greift nach seiner grünen Mütze, dem einzigen Farbfleck in dem Zimmer, und rückt sie gerade, kaut dabei verlegen auf seiner unteren Lippe.

Neben ihm steht Ashfaq, sein schwächlicher Sohn, der gerade für ein paar Tage zu Hause ist. Warum er seinen 11-jährigen Sohn auf die Madrassa schicke? Der Mann schüttelt seinen Kopf und flüstert, dass die anderen Schulen so teuer seien, und in der Koranschule, da gebe es zumindest Essen für die Kinder, einen Platz zum Schlafen. Auch seine ältere Tochter sei auf einer Koranschule, „was soll ich denn sonst machen?“

Millionen von Kindern in Pakistan haben überhaupt keinen Zugang zur Bildung, weil die Eltern kein Geld haben, um ihre Kinder auf eine private Schule zu schicken. Denn oft gibt es in ihren Dörfern gar keine staatlichen Schulen, in anderen hat die Regierung zwar ein Gebäude gebaut, aber es fehlen schlicht die Lehrer: Geisterschulen, so nennen Pakistaner die Schulen, in denen nie Unterricht stattfindet. Und selbst wenn es eine staatliche Schule gibt: Viele Eltern können sich einfach nicht die Schuluniform leisten. Für viele sind Koranschulen also der einzige Zugang zu ein wenig Bildung.

Wenn er einen Fehler begehe, erzählt Ashfaq, wenn er etwa nicht schnell genug den Koran auswendig lerne, oder mit einem Freund quatsche, „dann schlagen sie mich“. Seine Stimme ist heiser, leise. Eigentlich würde er gerne Englisch lernen, nicht nur den Koran auswendig lernen, um später einen richtigen Job zu bekommen, vielleicht in einem Hotel, oder einem Restaurant. Was er denn in dem Hotel arbeiten möchte? Er zuckt die Schultern: „Vielleicht Tellerwaschen?“ Ob er denn vielleicht studieren möchte? Er schüttelt den Kopf: Nein, eine andere Welt, so scheint es, kann er sich einfach nicht vorstellen.

Immer wieder kratzt der Junge an seinem Arm, seinem Gesicht: Hautausschlag, erklärt sein Vater, aber das Medikament, das der Arzt verschrieben habe, sei einfach so teuer.

Sadar Muhammad Yousaf, Pakistans Minister für religiöse Angelegenheiten, lehnt sich zurück in seinem Samtstuhl, verzieht den Mund und nippt

dann erstmal an seinem Tee: Die Frage, ob die Koranschulen in Pakistan nicht besser reguliert werden sollten, angesichts der Tatsache, dass Menschen wie Abdul Aziz Hass und Extremismus lehren dürfen, scheint ihm nicht sonderlich zu gefallen. Die Madrassa seien bereits reguliert, sagt er bestimmt, zählt verschiedene Gremien der Koranschulen auf, aber es bestehe in der Tat Bedarf, sie weiter zu regulieren. „Aber wovon Sie reden, die Rote Moschee, solche Lehren, das sind nur ein Prozent der Koranschulen“. Er schüttelt den Kopf, runzelt die Stirn.

Diese winzige Minderheit, „diese schwarzen Schafe“, so nennt er sie, repräsentierten nicht das gesamte System der Koranschulen! Seine Stimme wird lauter: „Die wahren, die echten Mullahs unterrichten nicht solche Sachen!“ Der Regierung sei es übrigens auch wichtig, dass Koranschulen moderne Fächer unterrichteten. Warum die Regierung dann nicht einfach das eine Prozent der Schulen zu mache, die schwarzen Schafe sozusagen ausmerze? Der Minister weicht aus, erzählt von Ausnahmen, Regulierungsprozessen und wechselt dann schnell das Thema.

Die Regierung könne nicht einfach so die Moschee zumachen, erklärt ein pakistanischer Journalist in seinem kleinen Büro später, Abdul Aziz habe dafür einfach zu viele Anhänger, auch in der Bürokratie, der Armee, sogar im Geheimdienst gebe es Menschen, die Sympathien für radikalere Auslegungen des Islam hätten. Und so traue sich letztlich keiner, wieder gegen die Rote Moschee vorzugehen: „Die haben Angst, dass es sonst wieder zu einem Aufstand kommt“.

Der Aufzug, der in den vierten Stock des halbgebauten Hochhauses fährt, aus dessen Decken dicke Kabel hängen, streikt am Nachmittag, an dem Ameer Rana, der Direktor des kleinen Pakistan Institute of Peace Studies in sein Büro geladen hat. Ein alter Mann schnauft die Treppe herauf, ein Handwerker trägt einen Sandsack hinab, durch das verstaubte Fenster fallen Lichtstrahlen ins Treppenhaus. Ameer Rana, an dessen Wänden die Auszeichnungen für seine Arbeit mit radikalisierten Jugendlichen hängen, entschuldigt sich: Einer von vielen Stromausfällen. Er grinst: „Zumindest haben Sie damit ein bisschen Sport gemacht“.

Rana deutet auf das Sofa, ruft nach Tee und Keksen. Wie viele der Koranschulen extremistische Ideologien verbreiteten? Rana schüttelt den Kopf: Nein, so einfach, so schwarz-weiß sei das System nicht: Selbst in den moderaten Koranschulen gebe es radikale Anführer. „Sehen Sie, selbst in den Madrassa, die Verbindungen mit den Taliban haben, gibt es moderate Gelehrte – und auch viele moderate Lehrer haben Schüler, die Teil des extremistischen Diskurses werden wollen“.

Der Westen, sagt Mufti Gulzar Ahmed Naeemi, nachdem er seine Gruppe Schüler, junge Männer mit jeweils einem Stapel Bücher im Arm, vor

die Tür gesetzt hat, und seufzt, verstehe die Koranschulen einfach nicht: „Besucher aus dem Westen treffen meistens einfach die Führer der extremistischen Madrassa und denken dann, dass alle Koranschulen so sind“. Seine, das betont der Imam, ein dicker, freundlicher Mann, der immerzu lächelt und mit der Deutschen Botschaft in Islamabad gemeinsam Veranstaltungen macht, bei denen es um interreligiösen Dialog und Harmonie geht, immer wieder im Gespräch, sei anders, ganz anders: „Wir unterrichten hier Frieden und Zusammenhalt“. Auf seinem großen Schreibtisch stapeln sich die Bücher.

Er holt aus: „Sehen Sie, die Lehrpläne in vielen Koranschulen sind nicht gut“. Oft, sagt er, lehrten die Schulen nur stupide den Koran, „so wie sie es seit hunderten von Jahren tun“. Viel wichtiger aber sei es, auch Philosophie, Mathematik, Chemie oder Wirtschaft zu unterrichten – so wie es seine Lehrer täten. „Die Schüler müssen doch eine richtige Ausbildung bekommen, eine moderne und eine religiöse Ausbildung!“

Aber oft, sagt er, sei es schwierig: Manche Koranschulen hätten nicht die Ressourcen, um ausgebildete Lehrer anzustellen, andere würden von Männern geleitet, „die altmodische Vorstellungen haben“. Viele Imame und Lehrer hätten einfach keine richtige Ausbildung, verbreiteten ihr Halbwissen und damit auch Unwahrheiten und Vorurteile. Er seufzt und mümmelt dann einen Keks, bevor er weiter redet: Wenn die Regierung den Koranschulen Gelder geben würde, dann könnten vielleicht auch die anderen Schulen mehr Fächer unterrichten, das würde auch den Extremismus bekämpfen, sagt er. „Aber der Regierung ist es egal, was wir unterrichten. Sie kümmern sich überhaupt nicht darum!“ Dabei werde Extremismus doch durch Unwissenheit verbreitet.

Er selbst habe von den Taliban Drohungen erhalten, weil er sich gegen Extremismus ausspreche, „weil ich laut sage, was gut und was schlecht ist“ und für kritisches Denken plädiere.

Draußen vor der Tür wäscht ein Student Teller ab, Naeemi führt durch einen grünen Innenhof in einen großen Saal: Junge Männer sitzen auf dem roten Teppich in kleinen Gruppen, um ihre Lehrer herum. Die Männer, erklärt Naeemi, kämen alle aus kleinen Dörfern, manche von ihnen aus den Stammesgebieten, andere aus Kaschmir. Einer, ein schüchterner junger Mann mit einem grauen Jackett über der weißen Kurta, steht auf. Er studiere hier, sagt er, weil der Imam ein guter, friedliebender Mann sei. „Er bringt uns viele gute Sachen bei“. Später wolle er studieren, selber unterrichten, dann hastet er zurück zu den anderen Männern.

Naeemi deutet auf die Männer und sagt, ohne die Miene zu verziehen: „Sehen Sie, das sind keine Terroristen!“ Dann fügt er hinzu: „Sie brauchen keine Angst zu haben“. Schließlich grinst er doch.

8.2 In der Privatschule

Karachi: Neben Syed Hasnain Rizvis flackert ein viergeteilter, schwarz-weißer Bildschirm, Überwachungskameras „zur Sicherheit“, sagt der 27-Jährige und zuckt die Schultern. Vor ihm steht ein Becher auf seinem großen Schreibtisch, auf dem „With Love, Batch 2014“ steht (Mit Liebe, Jahrgang 2014): Rizvi leitet eine Privatschule in Karachi, im Eingang wuseln ein paar Mädchen, das zeigt eine der Kameras, ein paar Jungen stehen draußen neben ihren Mofas, lachen und rauchen.

Rizvis Vater hat die Schule vor 35 Jahren gegründet, jetzt ist sie auf vier Campusse verteilt. Mehr als 50.000 Schüler, sagt der Schulleiter, haben seit der Gründung hier studiert, der Großteil von ihnen sei dann zur Universität gegangen. Er lächelt: Er ist sichtlich stolz auf seine Schule und seinen Job, „Erzieher“ nennt er sich, obwohl den Unterricht andere machen.

Allerdings, sagt er, sei es schwer, gut qualifizierte Lehrer zu finden: Wer Geld verdienen wolle, studiere meist Medizin oder Jura. Er zuckt die Schultern. „Und wir haben kaum Platz, ihnen kritisches Denken und Toleranz beizubringen“. Der Lehrstoff werde von der Schulbehörde von Karachi vorgegeben, Diskussionen über religiöse Toleranz etwa seien einfach nicht vorgesehen. Manchmal, sagt er, versuche er mit den Schülern auf dem Pausenhof zu reden, über Politik oder Religion.

Denn Pakistans Lehrbücher, das kritisiert eine Studie der International Crisis Group, die im Juni 2014 veröffentlicht wurde, „fördern Fremdenfeindlichkeit und religiöse Intoleranz“. Lehrbücher fokussierten sich zu sehr auf islamische Interpretationen, nicht nur im Religionsunterricht, sondern auch im Geschichts- und Literaturunterricht, ja sogar in den Naturwissenschaften. Zwar habe es vereinzelte Versuche einzelner Provinzen gegeben, diese Probleme anzugehen, so die Studie, aber Fortschritte seien oft langsam.

Die meisten seiner Schüler seien Muslime, aber es gebe auch Christen und andere Minderheiten. Vor ein paar Jahren ließ er die Schüler ein Pappmodell des muslimischen Heiligtums in Mekka, der Kaaba bauen. „Da haben ganz viele Eltern sich beschwert, dass das Gotteslästerung sei“. Also habe er die Kaaba zerstören lassen, er lächelt etwas müde. „Man muss einfach so vorsichtig sein: Man weiß nie, wozu die Leute fähig sind, die Stimmung ist so aufgeheizt, wenn es um Religion geht“. Ob er um Weihnachten mal ein Krippenspiel aufführen lassen könnte? Er schüttelt vehement den Kopf: „Oh nein, das ist viel zu gefährlich“. Er seufzt: Es sei einfach so frustrierend.

9. Fazit

Karachi: Die junge Frau, in deren lächelndes Gesicht sich bereits winzige Lachfältchen gegraben haben, erinnert sich noch ganz genau, als sie ihrer besten Freundin das Wort ins Gesicht schleuderte: „Du verdammte Rassistin“. Bushra zuckt die Schultern: Ihre Freundin, ebenfalls eine Zahnärztin, hatte sich geweigert, einen Mann zu behandeln. Sie waren damals beide im letzten, dem praktischen Jahr des Studiums, und versorgten gemeinsam ihre ersten Patienten.

Der Mann, erzählt die 27-Jährige, war Hindu – ihre Freundin Sunnitin. „Sie hat gesagt, dass sie keine schmutzigen Hindus behandelt, schmutzig, das hat sie so gesagt“. Die junge Frau schüttelt den Kopf über so viel Dummheit. Es habe sie traurig gemacht, sagt sie, dass ihre Freundin so denken konnte, dass sie einfach so „viele dumme Vorurteile hatte“. Sie habe schließlich ihre Freundin zur Seite gezogen und ihr wütend zugeflüstert, dass sie den Mann behandeln müsse, dass sie als Ärztin verpflichtet sei, den Menschen zu helfen, „egal wer sie sind“.

Aber nach dem Vorfall, sagt sie leise und lehnt sich etwas zurück auf dem plüschigen Sofa, sei die Freundschaft anders gewesen, irgendwie habe sie ihre Freundin jetzt für ihren Rassismus verachtet. Es macht sie traurig, darüber zu reden: „So viele Menschen denken so“. Warum? Sie überlegt eine Weile: „Ich glaube, es liegt an der mangelnden Bildung hier in Pakistan“. Dann steht sie auf: Ob sie noch einen Tee machen sollte?

Das ist eine Antwort, die ich in Pakistan, sei es in Karachi, Lahore oder Islamabad, aber auch in den kleinen Dörfern im Punjab, von Anwälten, Politikern, Journalisten, aber auch von Hausfrauen und Bauern, auf viele meiner Fragen bekommen habe: Missbrauch der Blasphemie-Paragrafen, sei es durch Imame oder ganz normale Pakistanis? Mangelnde oder falsche Bildung. Vorurteile gegenüber der anderen Religion? Mangelnde oder falsche Bildung. Armut? Mangelnde oder falsche Bildung.

Die Diagnose mag einfach sein: Bessere Bildung hilft, Vorurteile abzubauen, aber auch der Armut und zum Teil auch Unterdrückung zu entfliehen. Aber in einem Land, in dem Millionen Kinder gar keine Schule besuchen, Lehrer oft schlecht ausgebildet und bezahlt werden und Korruption ein integraler Bestandteil des täglichen Lebens ist, bedarf es einer großen Anstrengung, um eine Antwort auf die Probleme zu finden.

Es geht um mehr als die über 1.170 Menschen, die in den vergangenen zehn Jahren der Blasphemie bezichtigt wurden, manche wurden freigesprochen, andere inhaftiert, viele sind geflohen: Letztlich geht es darum, ob Pakistan einen Staat aufbauen kann, in dem alle Menschen friedlich zusammenleben können. Damit wäre die Grundlage geschaffen, um allen Pa-

kistanern eine bessere Zukunft zu bieten, die Blasphemie-Gesetze sind nur ein Symptom eines generellen Staatsversagens, das allen Pakistanern ihr Recht auf Bildung, Entwicklung und Demokratie versagt.

10. Danksagung

Mein Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung und insbesondere Ute Maria Kilian für diese einmalige Chance, ein faszinierendes und komplexes Land zu bereisen – aber auch der Deutschen Welle, die mich großzügiger Weise sechs Wochen von meinen Arbeiten im Hauptstadtstudio freigestellt hat und meinen Kollegen, die in der Zeit meine Aufgaben übernommen haben.

Einen ganz besonderen Dank auch an meine Familie, die mich, trotz ihrer, wohl zum Teil auch berechtigten Angst und Sorgen vor Pakistan, unterstützt und sogar ermutigt hat.

Aber mein größter Dank gilt den unzähligen Menschen in Pakistan, die mir voller Geduld und Humor geholfen haben, ihr Land zu bereisen und zu verstehen und mir ihre Türen geöffnet haben. Danke für unzählige Tassen Tee, Mittag- und Abendessen und all eure Antworten auf meine vielen Fragen. Danke, dass ihr mir ein faszinierendes, herzliches und spannendes Land näher gebracht habt. Danke!